

Pädagogik - eine biografische Findekunst?*

1. Das Problem 1
2. Zum Verständnis der Biographie 2
3. Karrieren 4
4. Die Biografie - eine Illusion? Die memoria 6
5. Schluß 10
- Literatur 10

1. Das Problem

Die drei unterrichtlichen Beispiele, die Wolfgang Langer unter dem Titel „Zwischen Biographie und Kultur“¹ mit einer ausführlichen und erhellenden Einführung versehen herausgegeben hat, wurden von Ingeborg Hiller-Ketterer mit der glücklichen Formel der „biografischen Nähe“ unter eine leitende Perspektive gestellt. Die zur Floskel erstarrte didaktische Anweisung „den Edukanden etwas nahe bringen“ wird mit den Beispielen und in der verständigen Einführung auf den Begriff und damit wieder zur Vernunft gebracht. Dabei wird gerade in dem von Hiller-Ketterer dargestellten Beispiel – der Auseinandersetzung Murats, eines türkischen Jungen, mit „Andorra“, dem Stück von Max Frisch – deutlich, dass die Rezeption des Stückes das bio-grafische Geschehen selbst ist: der Prozess des Schreibens, des produktiven Hervorbringens einer Biografie. Die Beschäftigung des Jungen mit dem Text ist in einer keineswegs paradoxen Weise zugleich die Beschäftigung des Textes mit dem Jungen.

Für die Pädagogik der Gegenwart ist dies ein grundlegender Sachverhalt, den vor Jahren schon Werner Loch² zum pädagogischen Thema erhoben hatte. Im Grunde genommen, aber auch darauf hatte Loch in aller Eindringlichkeit hingewiesen, ist das Problem der Biografie, der näher zu bestimmenden Versprachlichung des Lebenslaufes, ein Kernproblem der [149/150] neuzeitlichen Erziehungstheorie. Die statisch gegliederte, ständisch artikulierte Gesellschaft war bis in das 19. Jahrhundert hinein gerade auch durch festliegende Bahnen des Hineinwachsens in die Gesellschaft definiert. Durch die im 18. Jahrhundert einsetzende funktionale Gliederung der Gesellschaft wurden die Individuen aus den Bahnen der berufs- und geburtsständischen Integration gleichsam freigesetzt. Die vorformulierten Lebensbahnen und die tradierten Formen des Umgangs mit Kindern und Jugendlichen waren obsolet geworden. Das Kindsein wird in dem Maße problematisch, in dem die Zukunft des Individuums unvorhersehbar wird und also nicht mehr in der Gegenwart des Kindes präsent ist, repräsentiert durch die Erwachsenen seines kulturellen Milieus. Gleichzeitig war mit der Auflösung des bürgerlichen Hauswesens (des „ganzen Hauses“) die Rolle der Frau fraglich geworden und, im Hinblick auf die auffällig gewordene Kindheit, zum Ethos der Mütterlichkeit umgedeutet worden.

Über diesem Boden hat sich die neuere, theoretisierende Pädagogik erhoben. Die Pädagogik

* Erschienen in: Joachim Schroeder (Hrsg.), Unverhoffte Resonanz. Literarische Texte im Zugriff >schwieriger< Kinder und Jugendlicher. Zum 65. Geburtstag von Ingeborg Hiller-Ketterer. Armin Vaas Verlag Langenau-Ulm 2003, S. 149-161. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Langer, W. (Hg.): Zwischen Biographie und Kultur. Langenau-Ulm 1988.

² Loch, W.: Lebenslauf und Erziehung. Essen 1979.

beginnt ihr Fundament mit der Frage nach den Mustern zu suchen, die den Lebenslauf eines Kindes gleichsam von innen heraus bestimmen. Es wird zur Sache der pädagogischen Theorie, den vorgezeichneten Weg eines Menschen zu erkennen, auf dem er zum Frieden und zur tieferen Übereinstimmung mit sich selber geführt wird; den Weg also, auf dem sich sein Geschick erfüllt.

Die Methode, nach der diese Muster aufzufinden seien, hatte Fröbel die symbolische genannt, deren Bestimmung es sei, den Sinn der Ahnung zu entfalten. Das symbolische Erkennen dieses Weges ist eine Art Kombinatorik: Heterogene, unvorhersehbare Ereignisse eines Lebens werden miteinander verknüpft. In einer gewissen, sich herausstellenden Anzahl solcher Verknüpfungen könne ein tieferer Lebenssinn entdeckt werden: so als ob darin ein Beziehungsgefüge hervortrete, in dem sich die Lebensgeschichte, Vergangenheit und Zukunft ineinander verschlingend, verdichte. Das Dunkel, das über den verschlungenen Pfaden der Vergangenheit lastet, erhellt und lichtet sich in den „symbolischen“ Verdichtungen mit einem Mal, weil darin immer auch die Zukunft aufscheint („geahnt“ wird).

Die in der kabbalistischen Zahlen- und Buchstabenmystik tief verwurzelte Art, in der Fröbel die biografische Methode handhabt, war schon zu seiner Lebzeit antiquiert. Gleichwohl: Sind wir heute wirklich klüger geworden? Sind denn unsere pädagogischen Interventionen nicht genau so beschaffen? Wenn nämlich an scheinbar „normalen“ Alltagsereignissen ein Exempel statuiert wird, das dieses Ereignis in Beziehung zur ganzen Lebensgeschichte setzt. Solche Szenen sind durch ihre szenischen Überhöhungen ärgerlich: weil dem Edukanden etwas zu erkennen, zu denken gegeben wird, über ihn selbst: dass es „so“ nicht weitergehen dürfe, dass sich etwas grundlegend ändern müsse, wenn er, der Edukand, sein Leben nicht verlieren und vertun wolle: kurz, der Edukand wird gleichsam vor das Tribunal seiner eigenen Lebensgeschichte gestellt. [150/151]

In der pädagogischen Theorie kommen derlei Erscheinungen freilich nicht vor. Das ist kein Zufall. Der Weg zu uns selbst, wie auch immer man dieses Selbst verstehen mag, ist zu einem verwachsenen Holzweg geworden. Wo das Selbst nicht als dunkles Loch unserer Existenz erscheint, gilt es doch nur noch als Fiktion, mit der die Lebensgeschichte geschönt wird. Mit sich selbst weiß man nichts mehr anzufangen, und wer sich selbst überlassen wird, der irgendwie Ausgegrenzte, ist verlassen. Aus dem Selbst, das dem Idealismus noch als das *ens realissimum* gegolten hatte, in dem das Verhältnis des Menschen zur Welt, zu den anderen und zu sich selbst vorstrukturiert war; eine Lebensgesetzlichkeit, in deren konkreten Erfüllung der Mensch sein Glück machte: dieses Selbst ist zum *horror vacui* unserer Existenz geworden.

Vor diesem Hintergrund kann die Erziehung nur noch als Integration in die gesellschaftliche Wirklichkeit ausgelegt werden: als Lernen unter den Bedingungen dieser Wirklichkeit. Nur wer erfolgreich ist, es zu Ansehen, Geltung und Reichtum in der Gesellschaft bringt, gelangt zu einem erfüllten Leben im Frieden mit sich und der Welt. Das Ethos des Kapitalismus ist schon längst in die Begrifflichkeit der Pädagogik eingesickert. Damit ist nichts Ehrenrühiges gesagt, nichts im Sinne einer moralinsauren Kultur- und Gesellschaftskritik. Im Gegenteil: Der Kapitalismus setzt ja in seiner Ideologie des Wettbewerbs und der distributiven Gerechtigkeit die Möglichkeit der Selbstdefinition voraus, die er allerdings permanent unterläuft.

2. Zum Verständnis der Biografie

Die Biografie, die es zwar schon in der Antike gegeben hat, nie unumstritten hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Wertes und daher mehr als literarisches Genre geschätzt, wird zum Organ der Lebensbeschreibung immer dann, wenn das Leben nicht mehr als die Erfüllung von Le-

benzugesetzt werden kann. Es ist das Interesse am Individuellen, an dem, was sich nicht in allgemeinen Regeln fassen lässt, was die Biografie bewegt. Daher sind es zunächst die großen Persönlichkeiten, vorab die Künstler (Giorgio Vasari), und ihre besonderen Leistungen, die zur Lebensbeschreibung herausfordern; es gilt darin, die Entstehung des Schöpferischen, die Umstände seines Ursprungs inmitten des alltäglichen, gemeinen Lebens zu erhellen. Genau dieser Einsatz der Biografie bringt sie in Misskredit. Denn wie soll das Schöpferische – in allgemeinen Begriffen zumal – verständlich gemacht werden. So hat das Interesse an der besonderen, genialischen Leistung dazu geführt, den Lebenslauf der bedeutenden Persönlichkeit mit einer besonderen Aura zu umgeben, sie in ein überirdisches Licht zu tauchen. „Die Biografie“, schreibt Raulff, bleibe aus der Sicht der Historie, „unwiderruflich von der Legende kontaminiert.“³

Bourdieu hat geradezu von der Illusion der Biografie gesprochen. Was aber ist es, was die Biografie dieser Skepsis aussetzt? [151/152]

Biografien sind spezielle Beschreibungen von Lebensläufen. Um einen Lebenslauf angemessen darstellen zu können, müsste er, genau genommen, zur Vollendung gekommen sein. Nur wenn in einem Lebenslauf nichts mehr aussteht, ist er überschaubar, in dieser Überschaubarkeit objektivierbar und in einer in sich geschlossenen Darstellung zu beschreiben. Die Biografie erscheint als etwas Nachgängig-Nachträgliches; so gesehen ist sie pädagogisch bedeutungslos: ohne weitere Vermittlungen scheint sie dem Pädagogen nicht viel zu geben.

Durch ihre Nachträglichkeit unterscheidet sich die Biografie von der lebendigen Erinnerung, die im Fluss des Lebens aktualisiert wird. In der aktualisierten, erinnerten Vergangenheit wird das Leben sich selber inne. Die Form der Erinnerung, in der sie Fasslichkeit gewinnt, ist die Erzählung. Die Erzählung macht Begebenheiten, in die jemand verwickelt und verstrickt ist, zugänglich, hebt sie aus dem Fluss der Zeit heraus. Die Erzählung entwickelt das Involviertsein in ein Geschehen.

Demgegenüber ist die Biografie die Rekonstruktion eines vollendeten Lebens. Nur das „irgendwie“ Abgeschlossene kann in einer rekonstruierenden Nachzeichnung beschrieben werden. Die Rekonstruktion, die sich ja nicht auf aktuellen Erinnerungen gründet, stützt sich auf hinterlassene Lebensspuren: auf Zeugnisse, Tagebücher und niedergelegte Erinnerungen; aber auch auf Eindrücke, die jemand bei seinen Zeitgenossen hinterlassen hat. So gesehen rekonstruiert die Biografie immer auch die Art und Weise, in der jemand in einem Gemeinwesen fort- und weiterlebt. Darin fassen wir einen wichtigen Unterschied zur Historiografie: Die Biografie beschreibt, wer und wie jemand im kollektiven Gedächtnis eines Gemeinwesens präsent ist. In diesem Sinne heißt es in Gundolfs Cäsar-Biografie: „Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften [...] betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker. Das Erscheinen der Gewaltigen gehört zu ihrer Geschichte wie ihr Schaffen [...] Ihr ganzes Wesen kommt erst zum Vorschein, indem die Jahrhunderte es erwidern.“⁴ In diesem Sinne unterscheidet Jan Assmann in seinem Moses-Buch die „Gedächtnisgeschichte“ von der im strengen Sinn wissenschaftlichen Geschichtsschreibung: „Im Unterschied zur Geschichte im eigentlichen Sinne geht es der Gedächtnisgeschichte nicht um die Vergangenheit als solche, sondern um die Vergangenheit, wie sie erinnert wird. Sie untersucht die Pfade der Überlieferung [...] Gedächtnisgeschichte analysiert die Bedeutung, die eine Gegenwart der Vergangenheit zuschreibt. Die Aufgabe des historischen Positivismus beruht auf der Trennung des Historischen vom Mythischen in der Überlieferung. Im Gegensatz dazu beruht die Aufgabe der Gedächtnisgeschichte darin, die mythischen Elemente der Tradition zu analysieren und ihre

³ Raulff, U.: Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte. 2. Aufl. Göttingen 2000, S. 120.

⁴ Zitiert nach Raulff, a. a. O., S.137.

verborgenen Absichten aufzudecken.“⁵

Biografien, so also scheint es, bringen das kollektive Gedächtnis eines (an einen) Menschen in die sprachliche Form, in der das Andenken Ver- [152/153] bindlichkeit beansprucht und durch die Zeit hindurchgetragen wird. (Die Gedächtnisgeschichte allgemein arbeitet an der Artikulation der kulturellen Realität, in der sie verwurzelt ist.) Dies zum einen. Zum andern aber löst die Biografie, so weit sie jemandes Präsenz im kollektiven Gedächtnis Gestalt verleiht, von der biologischen oder historischen Substanz der „tatsächlichen“ Lebensgeschichte. Sie formuliert ein Neues, das „irgendwie“ zwischen dem tatsächlichen Lebenslauf und dem „Bild“, mit dem die anderen von einer Person Besitz ergreifen. In einem gewissen Sinne sind Biografien immer auch Korrekturen, ja sogar Proteste gegen das Image, in der Absicht, dem Kollektiv ein angemessenes Bild zu vermitteln, um dem „Beschriebenen“ gerecht zu werden. In der Geschichte, die Hiller-Ketterer über Murat erzählt, protestiert der Junge gegen das Image „des Türken“, dem man den Gebrauch des Konjunktivs nicht zutraut, und dem man das Wort Toilette mit „Klo“ übersetzen muss.

Wenn nun aber die Biografie nicht in so etwas wie der Substanz des Lebens begründet ist; wenn schon der Lebenslauf, den sie beschreibt, ein Kunstprodukt ist, das in nichts anderem als in einer Auswahl relevanter Daten besteht; und wenn sie gleichzeitig nicht die bloße Wiedergabe des Image ist: wo leitet sie dann ihren Anspruch der Verbindlichkeit her? Ist die Biografie eine reine Erfindung, eine bloße Illusion?

3. Karrieren

Im Protest gegen das Image wird nun doch auch der Anspruch sichtbar, über sich selber mehr und Genaueres zu wissen als die Gesellschaft wahrzunehmen imstande ist. Worauf beruft sich der Protest? Gibt es also doch so etwas wie ein biografisches Schema, nach dem der einzelne seine Erinnerungen steuert, oder nach dem das kollektive Bild von jemandem zeitgemäß und epochengerecht um- und neugeschrieben wird? Gibt es also doch so etwas wie das Gesetz, nach dem man angetreten?

Moderne Gesellschaften halten solche Schemata der Lebensbeschreibung – Luhmann und Schorr⁶ haben den Blick dafür geöffnet – in der Form von Karrieren bereit. Ursprünglich wurde der Begriff der Karriere zur Beschreibung eines mehr oder weniger erfolgreichen Berufslebens gebraucht. In der Karriere, die jemand in seinem Berufsleben macht, wird deutlich, ob die Berufswahl glücklich, ob er den Anforderungen des gewählten Berufes gewachsen war, ob der Beruf schließlich ein erfülltes Leben ermöglicht hat, oder ob Erfüllung außerhalb des Berufslebens gesucht werden musste. Dabei waren neben den Qualifikationen noch andere Faktoren entscheidend: die Fähigkeit der Selbstdarstellung zum Beispiel, aber auch das „subjektive Bild“, das sich jemand von seiner Berufstätigkeit gemacht hat und so fort. Alles in allem: Die erfolgreiche Karriere setzte die Möglichkeit voraus, den Beruf als Form der sittlichen Lebensgestaltung aneignen zu können. In der Berufskarriere wird deutlich, [153/154] ob es einem gelingt, die Gegebenheiten des Berufslebens als Potenziale der Lebensgestaltung zu erschließen.

In der modernen Gesellschaft haben die Karrieren sich von dem sittlichen Fundament des Berufslebens abgelöst. Die Erwerbsarbeit wird nicht mehr als der gesellschaftliche Rahmen identifiziert, in dem Personen sich als Subjekte ihrer Lebensgestaltung zu sich selber verhalten. Karrieren erscheinen jetzt, so bei Luhmann/Schorr, als Formen, mit denen Ungleichheiten in einer funktionsteiligen Gesellschaft, in der man sich als Gleicher unter Gleichen identifi-

⁵ Assmann, J.: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. 2. Aufl. Frankfurt 2000, S.26 f.

⁶ Luhmann, N., Schorr, K.E.: Reflexionsprobleme im Erziehungssystem. Stuttgart 1979, S. 277 ff.

ziert, erklärt werden. Karrieren, die die Ungleichheit innerhalb derselben gesellschaftlichen Funktion legitimieren, scheinen in Qualifikationen begründet zu sein. Die Qualifikationen aber erscheinen als Größen, die den Lebensweg bestimmen, wo das gesellschaftliche Leben durch Diskontinuitäten charakterisiert ist. Solche Diskontinuitäten ergeben sich zum einen im Verhältnis zur Familie: sie sind nicht mehr der Ort, an dem Lebenswege angebahnt und vordestrukturiert werden. Gleichzeitig fungieren sie nicht mehr als Sicherheitsnetze, die den möglichen Absturz auffangen oder doch abfedern. Nicht mehr durch die Familie verbürgt, sind Qualifikationen vorwiegend Produkte der Erziehung. Sie sind das gesellschaftliche Kapital, das man vornehmlich in den Institutionen der Erziehung erwirbt und anhäuft. Die Erziehung selbst aber wird unter diesen Bedingungen in erhöhtem Maße auf „Anschlussmöglichkeiten“ verpflichtet und zur Zukunftssicherung, die durch nichts sonst gewährleistet ist, in Anspruch genommen. So wird denn auch die temporale Struktur des Lebens in der Gesellschaft im Wesentlichen durch die Abfolge des Erwerbs von Qualifikationen ausgelegt. Der gesellschaftliche Mensch wird zum lebenslangen Lerner (oder Lern-Versager). Wie auch immer: Die im Erwerb von Qualifikationen ausgelegte temporale Struktur wird zur „inneren Form“, in der der gesellschaftliche Mensch sich selber und die Lebenschancen, die die Gesellschaft ihm gewährt, findet.

In der Wahrnehmung von Lebenschancen ist nun aber immer auch eine Bezugnahme auf das „ganze“ Leben wirksam: die Chance ist ein historisches Datum, in dem Zukunft und Vergangenheit einander durchdringen. In diesem Sinne stiftet die Karriere Kontinuität in einer von Diskontinuitäten bestimmten gesellschaftlichen Wirklichkeit. Aufgrund dieser ihrer Historizität ist die Karriere zum wichtigsten biografischen Schema unserer Zeit geworden, nach dem die Individualität von Lebensläufen wahrgenommen und dargestellt werden kann.⁷ Karrieren zeigen das Leben nun allerdings unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Erfolgs, woran auch immer er gemessen sein mag. Die Karriere ist also ein Maß, an dem das Leben gemessen wird. Sie fungiert als eine permanente Evaluation des Lebens. Das „Selbst“ der Karriere erscheint daher als Evaluationsinstanz, als die verinnerlichte Gesellschaft: „the self is a person's evaluation.“⁸ Und die Karriere erscheint so gesehen als der Rahmen, in dem die Verinnerlichung der Gesellschaft und ihrer [154/155] Maßstäbe sich vollzieht. So schließt die Karriere immer aus, was der Mensch jenseits der Gesellschaft ist, sein möchte oder sein könnte. Die temporale Struktur der Karriere und ihre Historizität fassen das Leben nur in der Einsinnigkeit von Perspektiven. Die Kontinuität, die die Karriere stiftet, und das lebensgeschichtliche Segment, das sich darin entfaltet, sind hochgradig selektiv. Positiv formuliert soll das heißen: Der Bezug zum „ganzen“ Leben, der in der Wahrnehmung der Lebenschancen aufleuchtet, wird vorschnell verdeckt. Dies wird deutlich an der zeitlichen Begrenztheit der Karrieren: Die Berufskarriere endet im Allgemeinen mit der Verrentung. So sehr also in den Karrieren Diskontinuitäten überwunden werden, werden mit ihnen immer auch neue Diskontinuitäten erzeugt: Der Arzt beginnt eine zweite Karriere als Bildhauer, die Psychologin als Archäologin, und der Steiger will es nach der „Maloche“ noch einmal wissen und all das nachholen, was er im Berufsleben versäumt hat. Die Vehemenz, mit der sich das Seniorenstudium durchgesetzt hat, ist verbunden mit der Betroffenheit des Bewusstseins, der Karriere Lebenszeit geopfert zu haben und dem Leben selbst etwas schuldig geblieben zu sein. Karrieren machen sich gegenseitig Lebenszeit streitig. Allgemein gesagt: Sie lassen die Lebenszeit als knappe Ressource erscheinen, die Zeit selbst als lebensverschlingende Macht; nicht als „innerer Sinn“ des Lebens, in dem es sich selbst gegeben ist.

Nun scheint es aber gleichzeitig so zu sein, dass die Karriere mit ihrem fragmentarisch-

⁷ Baur, W.: Zwischen Totalversorgung und der Straße. Langzeitwirkungen öffentlicher Erziehung. Langenau-Ulm 1996.

⁸ Luhmann/Schorr, a. a. O., S. 279.

fraktionierenden Charakter die Idee eines in sich geschlossenen Lebenszusammenhangs in der Zeit, einer Geschichte also, in der das Leben sozusagen vor es selbst gebracht wird, hervortreten lässt. Das wirft die Frage nach der Möglichkeit der Biografie in einer profanen Welt auf, in einer Welt, der der Glaube an die Vorsehung und der darin vorgezeichneten Lebenswege zerbrochen ist. Und nicht nur dies: zerbrochen sind auch die üblichen Begriffe des Ganzseinkönnens des Lebens. So kann das Leben in der Moderne nicht mehr im Begriff einer in Lebensalter oder Stufen und Phasen gegliederten Ganzheit vorgestellt werden, deren jede durch ihre Geschlossenheit das Ganze repräsentiert. Demgegenüber erscheint das Leben wie ein Palimpsest. Im Bilde des Palimpsestes zeigt sich die Ahistorizität. Vergangenheit und Zukunft brechen auseinander: das Gewesene wird in der Einschreibung des Aktuellen zugedeckt. Von der Zeit als dem inneren Sinn des Lebens, in dem jedes Ereignis in einem Zusammenhang wahrgenommen wird, der sich, in der Antizipation eines Ganzen, selber herzustellen scheint, kann nicht mehr die Rede sein. Das in einem Palimpsest Überschriebene muss vielmehr in einer ausdrücklichen archäologisch-philologischen Anstrengung freigelegt und dechiffriert werden. Die Lebensgeschichte wird also zu einem literarischen Kunstprodukt; der („rote“) Lebensfaden, an dem Ereignisse aufgereiht und miteinander verknüpft werden, ist der Faden einer erfundenen, künstlich verfassten Geschichte. Der einzelne findet sich in solchen Geschichten über sich selber, ohne deren Autor sein zu müssen. [155/156]

Die biografische Rekonstruktion der Lebensgeschichte wird, wie es scheint, zur Konstruktion eines Netzes, einer Textur, in der Ereignisse aufeinander bezogen und in der Beziehung zueinander interpretiert werden. Den Ereignissen wird erst in der Textur und durch sie eine biografische Bedeutung zugemessen. In ihrer Künstlichkeit stützt die Textur sich nicht und schon gar nicht ausschließlich auf Erinnerungen: Sie löst sich ab von der Geschichte, wie sie sich im individuellen Bewusstsein darstellt: das heißt die biografische Erzählung verfährt, was die Herstellung der Textur angeht, nicht hermeneutisch, eine vorgefundene Ganzheit auslegend, sondern konstruktivistisch. Was sie vorfindet, sind heterogene, nichtzusammenhängende „Stücke“: topisches Material gewissermaßen, dessen Kompossibilität allererst erschlossen werden muss. Da nicht von vornherein ausgemacht ist, was als relevantes Datum gelten kann, wird die Konstruktion einer biografischen Textur als Prozess des Findens und Auffindens von relevanten Daten vollzogen auch und gerade solcher, die sich der individuellen Erinnerung entziehen. Auf diese Weise wird es möglich, den biografischen Stellenwert von Abbrüchen und Krisen herauszustellen und vergessene oder verdrängte Ereignisse biografisch einzuholen.

4. Die Biografie – eine Illusion? Die memoria

Wenn es nun aber wahr ist, dass der „rote Lebensfaden“ der innere Zusammenhang einer erfundenen Geschichte und nichts darüber hinaus ist; wenn man sich selber nur in Geschichten findet, deren Autor man nicht zu sein braucht; wenn also der biografische Stellenwert, der den Ereignissen beigemessen wird, in nichts anderem als der Funktion beruht, die es im Aufbau einer erfundenen Geschichte hat: hat die Biografie dann überhaupt noch ein *fundamentum in re*? Ist die Biografie dann nur, wie Bourdieu⁹ sagt, eine Illusion: das Produkt einer frei flottierenden Fantasie? Und wenn man sich selber nur noch in solchen erfundenen Geschichten findet, ist das dann nicht ein Zeugnis der Substanzlosigkeit des „Selbst“?

Zu bedenken wäre allerdings, dass die Biografie, wie immer erfunden, stets unter den Anspruch eines vollständigen „Bildes“ gestellt ist. Der „rote Faden“ der erfundenen Geschichte ist jedenfalls die vollkommene Aufhebung der reißenden, Leben verschlingenden Zeit, des

⁹ Bourdieu.P: Die biographische Illusion. Neue Rundschau 3. Jg. 1991, S.111.

Chronos. Die erfundene Geschichte konstituiert sich als Zeitgestalt, in der Anfang und Ende ineinander verschlungen sind, einer Zeitgestalt also, in der das einsinnige Vorrücken der Zeit widerrufen wird, so dass die Geschichte als ein in sich geschlossenes Ganzes aus dem Fluss der Zeit herausgelöst werden kann. In der Zeitgestalt der erfundenen (fiktionalen) Lebensgeschichte, und ausschließlich darin, wird die Zeit in ihre Wahrheit als „innerer Sinn“ gebracht, in dem das Leben sich selber ganz gegeben ist.

Das „Organ“ der Zeit als dem inneren Sinn des Lebens ist die *memoria* (das Gedächtnis: Wir bevorzugen den lateinischen Ausdruck, nicht nur, um [156/157] an ehrwürdige Tradition anzuknüpfen, sondern um der psychologischen Einengung des Gedächtnisses auf die individuelle Leistung des Behaltens zu entgehen). Das individuelle Gedächtnis, lehrt die zeitgenössische, an Maurice Halbwachs¹⁰ anschließende Forschung, muss im Lichte des kollektiven, soziokulturellen gesehen werden. „Dass diese Suche sogar für die psychologische Forschung nicht ganz ohne Belang sein könnte, zeigt ein Blick auf eine andere Gedächtnispsychologie, auf die französische Sozialpsychologie der *memoire*. Dieser Blick [...] macht deutlich, dass sich die *memory* bei ihrer Amerikanisierung ganz ins Individuum zurückgezogen hat und dass dabei die sozialen Aspekte des Gedächtnisses völlig ausgeblendet bleiben. Das heißt, sowohl die Frage der Funktion des Gedächtnisses für die Gesellschaft, die Frage der Fundierung von Gesellschaft durch Gedächtnisleistung, bleibt unerörtert als auch die umgekehrte Frage, ob nicht das individuelle Gedächtnis überhaupt im Lichte des sozialen Gedächtnisses gesehen werden muß.“¹¹

Das Fundament der Biografie wäre demnach das kollektive Gedächtnis, so wie es sich als Gedächtnis einer Person im Sinn der doppelten Bedeutung des Genitivs als *genitivus subjectivus* und *objectivus* konstituiert. Das Gedächtnis agiert im Schnittpunkt von Kollektiv und Person. Die räumlichgeometrische Metapher des Schnittpunktes verdeckt allerdings das Wesentliche und die eigentliche Bedeutung seiner Zwischenlage. Im eigentlichen Sinne ist damit gemeint, dass das Gedächtnis der „innere Sinn“ der Lebenswirklichkeit ist, in der „Innen“ und „Außen“ vor jeder Differenzierung ineinander verschlungen sind: die Selbstgegebenheit dieser Wirklichkeit, die weder auf das individuelle Bewusstsein noch auf die – soziologisch beschreibbare – Verfassung der Gesellschaft, ihre Normen und Verkehrsformen, zurückgeführt werden kann. So zeigt sich im „kollektiven“ Gedächtnis die Nichtreduzierbarkeit der soziokulturellen Verfasstheit des Menschen; im Bezug auf diese Nichtreduzierbarkeit könnte man auch von der soziokulturellen „Natur“ des Menschen reden. Die sozialen Beziehungen sind im kollektiven Gedächtnis immer schon kulturell (symbolisch-geschichtlich) vermittelt, wie umgekehrt, die kulturellen Bedeutungen in sozialen Beziehungen wirklich sind.

In diesem Sinne hatte Vico, wie Trabant überzeugend herausgearbeitet hat, die *memoria* als Zusammenwirken der Kräfte beschrieben, aus denen sich die Entstehung der Kultur herleitet. Die *memoria* wird hier gleichgesetzt mit der „*fantasia*“ und diese wiederum mit dem „*ingegno*“. In der Einheit von *memoria* – *fantasia* – *ingegno* sei die „poetische Annäherung des Menschen an die Welt“ begründet.¹² Der theoretischphilosophische Zugang zu dem so verstandenen Gedächtnis wird nicht mehr in der Mnemotechnik gesucht, sondern in der Findkunst (*inventio*) der Topik. Die spezifische Leistung des Gedächtnisses liegt in der Leitung und Steuerung der Findkunst, in der das für das Leben Bedeutungsvolle aufgespürt wird. [157/158]

Wie dem auch sein mag: „Im Lichte des sozialen Gedächtnisses“ erscheint die *memoria* nicht mehr als das große Gefäß, in der das Lebenswichtige eingelagert ist, sondern als ein soziokul-

¹⁰ Halbwachs, M.: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt 1985.

¹¹ Trabant, J.: *Memoria - fantasia - ingegno*. In: Haverkamp, A., Lachmann, R. (Hg.): *memoria. Vergessen und Erinnern*. München 1993, S.406-424, zit. S. 407.

¹² A. a. O., S. 409.

tureller Generator, der soziale Beziehungen im weitesten Sinne symbolisch (durch kulturelle Bedeutungen) vermittelt. Der Kulturraum wird als Raum eines „Gemeingedächtnisses“ definiert, in dem „bestimmte Gemeintexte gespeichert und aktualisiert werden können. Texte, in denen die Kultur sich realisiert, fungieren als nicht-personale Träger des Gedächtnisses, indem sie zu einem als ‚Akkumulatoren‘ kulturellen Sinns und zum andern als dessen ‚Generatoren‘ auftreten [...] Entscheidend für die dynamische Konzeption [...] ist, dass der akkumulierte Sinn nicht ‚lagert‘, sondern im Kulturgedächtnis ‚wächst‘. Das Gedächtnis ist mithin kein Speicher, sondern ein komplexer Textproduktionsmechanismus.“¹³

Die Funktion der memoria als eines Textgenerators ist in ihrer Temporalität begründet, darin also, dass sie als innerer Sinn der soziokulturellen Natur des Menschen fungiert. Dies ist näher zu erläutern. Im üblichen Verständnis scheint die Zeit in diskreten Momenten irreversibel voranzuschreiten. So steht die Zeitlichkeit für die Vergänglichkeit und die Unwiederbringlichkeit des Vergangenen. Dieses Voranschreiten ist nun allerdings nicht die Form, in der wir der Zeit innewerden. Wir nehmen die Zeit vielmehr in verschiedenen, sich überlagernden Formen ihrer Gliederung wahr: In Rhythmen zunächst, die mit dem Naturerleben (Tage, Wochen, dem Wechsel von Anstrengung und lockerer Muße) zusammenhängen oder mit religiösen und aus der Religiosität abgeleiteten Ideen (Fest- und Feiertage, Kirchen- und Schuljahr). Diese Gliederungsformen werden überlagert, die durch Unternehmungen, Reisen zum Beispiel, durch Arbeitsvorhaben oder Urlaubs- und Freizeitaktivitäten begrenzt und bestimmt sind.¹⁴ Diese Gliederungsformen werden wiederum gekreuzt und überlappt von einschneidenden politischen oder privaten Ereignissen. In diesen Formen, in denen wir die Zeit als gegliederte wahrnehmen, erscheint sie als eine „äußere“ Form, in der das Leben verläuft. Der Raster, der diesen Formen unterlegt, in den sie eingeschrieben werden, ist der Kalender. Das Leben wird in diesen Kalendereintragungen gleichsam entäußert: das Medium dieser Entäußerung, in der das Leben ohne inneren Zusammenhang festgehalten wird, ist das Tagebuch. In einem Xenion notiert Goethe voller Selbstironie: „Es schnurrt mein Tagebuch / Am Bratenwender / Nichts schreibt sich leichter voll / Als ein Kalender.“¹⁵

In Tagebüchern wird gegen das Vergessen angeschrieben. Das Vergessenkönnen ist nun aber eine konstitutive Leistung des Gedächtnisses. Das Vergessen lässt im Unterschied zum Verdrängen nichts verschwinden, es ist nicht destruktiv. Das Vergessen entaktualisiert ein Ereignis lediglich, ohne es zu tilgen. Es macht nichts ungeschehen; es nimmt einer Begebenheit nur ihre Gegenwärtigkeit, das heißt ihre Dringlichkeit im Bezug auf das Anstehende, indem es eine eigene Zeitdimension konstituiert, die Heidegger sehr [158/159] treffend die „Gewesenheit“ genannt hatte. Im Bezug auf diese Zeitdimension wird die Erinnerung in der Weise des Er-innerns möglich; ein Erinnern, das nicht durch das gegenwärtig unmittelbar Anstehende aktualisiert wird, sondern mit einer ausdrücklichen Rückwendung auf das Leben und die Bedeutung des Erinnerten für das Leben im Ganzen verbunden ist. Die Alten haben diese Rückwendung, in der das Leben sich auf sich selber zurückwendet, Besinnung oder Reflexion genannt. Heidegger beschreibt das so: „Wie die Erwartung erst auf dem Grunde des Gewärtigens möglich ist, so die Erinnerung auf dem Grunde des Vergessens und nicht umgekehrt; denn im Modus der Vergessenheit erschließt die Gewesenheit primär den Horizont, in den hinein das an die Äußerlichkeit des Besorgten verlorene Dasein sich erinnern kann.“¹⁶ Paul Ricoeur, der das Verhältnis von Vergessen und Erinnern zu seinem Lebensthema machte, hat die besondere Bedeutung dieser Stelle hervorgehoben, die Heidegger selber nicht weiter be-

¹³ Lachmann, R.: Kultursemiotischer Prospekt. In: Haverkamp, A., Lachmann, R. (Hg.): memoria. Vergessen und Erinnern. München 1993, S.XVII-XXVII, zit. S. XVII.

¹⁴ Wendorff, W.: Der Mensch und die Zeit. Ein Essay. Opladen 1988.

¹⁵ Goethe, dtv-Gesamtausgabe, Band 44, S.264.

¹⁶ Heidegger, M.: Sein und Zeit. Tübingen 1977, S.339.

achtet und vertieft.¹⁷ Damit wird deutlich, dass im Vergessen eine Wertung vorgenommen wird: Was vergessen wird, ist, auf dem Weg zu sich selber, nicht von Bedeutung. Und die ausdrückliche Erinnerung misst dem Gewesenen eine besondere Bedeutung bei, nicht für den aktuellen Umgang mit der Welt, sondern in dem Prozess, in dem das Leben sich in einem zusammenhängenden Ganzen zur (Selbst-) Gegebenheit bringt. In der Zumessung biografischer Bedeutungen wird die Zeitform, in der das Gewesene aktuell war und im Tagebuch eingetragen wurde, aufgehoben. In diesem Sinn wurde von Goethe festgehalten: „ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hat“.

Dem Gewesenen wird in der Deutung, mit Roland Barthes zu reden, eine „signifikative Existenz“ zugesprochen. Das soll heißen: Bedeutungen haften nicht an den Sachen selbst, sie sind keine Weisen, in denen sich etwas von sich her zeigt. Bedeutungen konstituieren sich nicht im Bezug auf Objekte, sondern durch Abgrenzungen und Unterscheidungen. Ihre Bestimmtheit liegt in der Beziehung, in der sich das eine auf das andere bezieht, indem es sich davon unterscheidet. Man denke an sprachliche Bedeutungen: der (Zeichen-) Bezug auf die Sache muss durch Unterscheidungen und Abgrenzungen herausgearbeitet werden (das gilt schon in der phonematischen Dimension). Um aber eines vom anderen unterscheiden zu können, müsste das eine und das andere ohne weitere Vermittlung (als rein zu Unterscheidende) gegeben sein. Die Form dieses Gegebenseins, das sich nicht auf die äußere Anschauung berufen kann, ist die von einem zum anderen voranschreitend-zurückkommende Zeit. Sie ist der Horizont der Differenzen, die durch Gliederungen und Artikulationen realisiert werden. In diesem Sinne beschreibt Humboldt das Denken als einen durch Zeichen gegliederten und artikulierten Prozess: „Der Sprache suchende Mensch sucht Zeichen, unter denen er, vermöge der Abschnitte, die er in seinem Denken macht, Ganze als Einheiten zusammenfassen kann. Zu solchen Zeichen [159/160] sind die unter der Zeit begriffenen Erscheinungen bequemer, als die unter dem Raume.“¹⁸ Wie dem nun auch sein mag, die Leistung des Gedächtnisses als dem inneren Sinn der Lebenswirklichkeit liegt offensichtlich in der Gliederung des Lebens, durch die, wie in den Kapiteln eines Romans, das Leben als Ganzes zur Gegebenheit kommt, als ein sich artikulierendes Ganzes. Die Kunst der Biografie liegt im Auffinden dieser Gliederung. In den Vorarbeiten und Reflexionen Goethes zu „Dichtung und Wahrheit“ wird das sehr deutlich.

Die poetische Annäherung an die Welt, die Trabant dem Gedächtnis zuschreibt, muss, wie es scheint, immer erst freigelegt, aufgerufen werden. Normalerweise ist das Gedächtnis schon eingenommen von Formen des Erzählens, die das Leben im Ganzen vorstellen. Das Gedächtnis arbeitet in den Schemata von Abenteuergeschichten, von Leidensgeschichten, Bildungsgeschichten und Geschichten, die darstellen, wie einem mitgespielt wird. Solche Romanformen zeigen jeweils eine Typik der Auseinandersetzung mit der Welt, in der man zu sich selber findet. Man findet sich selber in solchen Erzähltypen, weil jede dieser Erzählformen ihre eigene Evidenz hat, die sie aus der inneren Geschlossenheit der Erzählung bezieht und aus der Kraft, mit der sie die Vielfalt und Fülle der Begebenheiten bewältigt. Man kann sich, darin liegt die Gefahr des Lesens, in einem solchen Erzähltypus verlieren. Autoritäre Regime wissen dies für ihre Zwecke zu nutzen: Helden sind immer auch ein Produkt der Lektüre. Damit ist eine eminent wichtige pädagogische Aufgabe angesprochen. Es gilt, die Eingenommenheit des Gedächtnisses durch die reproduzierbar gewordenen Typen aufzulösen, was wahrscheinlich nur durch die Begegnung mit wirklicher, originaler Poesie möglich ist. Die poetische Annäherung an die Welt kann sich nur an der Poesie entzünden.

¹⁷ Ricoeur, P.: Erinnerung - Entscheidung - Gerechtigkeit. Ulm 1999, S. 24.

¹⁸ Humboldt, W. von: Werke in fünf Bänden. Darmstadt 1981 ff., Band V, S. 98.

5. Schluss

Heißt dies, dass man sich im Gezüge der durch die Literatur vorgegebenen Gliederungen des Lebens selbst erfinden muss? Aber auch: dass nur in dieser Erfindung unserer selbst das Poetische eines Werkes erschlossen wird? Martin Walser scheint es so zu sehen: „Die Sätze, die ich lese, leben davon, dass sie in mir beantwortet werden. Beantwortet durch Erfahrungen, die von diesen gelesenen Sätzen geweckt, mobilisiert, bewußt gemacht werden. Alles, was ich je erlebt, gesehen, gedacht, gefühlt, geliebt, gehaßt, gefürchtet habe, kann da aufgerufen werden.“¹⁹ Heißt dies, dass das Leben an ihm selbst poetisch ist? Ulrich Raulff schließt seinen Aufsatz über die Biografie mit den Bemerkungen: „Dergestalt an der Grenze zwischen Biografie und Autobiografie, Fremdentwurf und Selbstentwurf operierend, könnte sie (die Biografie, K.G.) zu der Einsicht gelangen, dass es so etwas wie das ‚nackte Leben‘, ein Leben ‚vor der Schrift‘ nicht gibt, sondern dass das Leben ein ständiger Schriftverkehr des bios mit den Einfällen und Zu- [160/161] fällen der Existenz ist – ein ständiges Lesen und Realisieren von Programmen, ein fortwährendes Umschreiben von Programmen [...] Die ‚biografische Illusion‘ ist nicht die Illusion des Biografen über die Lebenslinien anderer Menschen, es ist der farbige Staub, in den der Mensch täglich die Linien seines eigenen Lebens zeichnet, seinen Biografen zum Trotz, seinen Biografen zum Nutzen.“²⁰

Allerdings: es scheint ja doch so etwas wie Haltepunkte des Gedächtnisses zu geben, in denen die poetischen Erfindungen verankert sind: so etwas wie die Referenten der Erzählung. Darin zeigt sich Gewesenes in einer Bedeutung, die nicht durch ihre Funktion im Aufbau der Geschichte bestimmt ist. Das ist Gewesenes, das an ihm selbst bedeutungsvoll ist, etwas, wodurch jemand gezeichnet ist. Bedeutungen, die sozusagen aus dem Verweisungszusammenhang von Geschichten der Selbsterfindung herausfallen, könnte man Gedächtnisorte nennen. Orte – die Etymologie gibt ihre Bedeutung mit „Spitze“ ohne räumliches Umfeld an – scheinen, sofern sie sich den Netzen und Verweisungen der Erzählung entziehen, absolut, das heißt losgelöst aus allen Zusammenhängen, bedeutsam zu sein. Obzwar sie nicht durch ihre Funktion im Aufbau der Geschichte bestimmt sind, bleibt die Erzählung doch stets darauf bezogen, wie auf einen Ursprung, der in keiner Geschichte auszuschöpfen ist. In der Erinnerung dieses Ursprungs scheint die Authentizität der Geschichte begründet zu sein. Gedächtnisorte sind wohl der tiefe Schacht des Ich, aus dem, wie Hegel es beschrieben hat, das Gedächtnis von innen heraus aufsteigt.²¹ Vielleicht sind diese Gedächtnisorte die Ahnungspunkte, in deren Entdeckung Fröbel das Eigentliche der Erziehungskunst gesehen hatte. Diese Orte in und durch die Begegnung mit der Poesie aufzufinden, macht, wie Inge Hiller-Ketterer gezeigt hat, das Können des Erziehers aus.

Literatur

- Assmann, J.: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. 2. Aufl. Frankfurt 2000.
 Baur, W.: Zwischen Totalversorgung und der Straße. Langzeitwirkungen öffentlicher Erziehung. Langenau-Ulm 1996.
 Bourdieu, P.: Die biografische Illusion. Neue Rundschau 3, 1991.
 Goethe, J.W.: Tagebücher 1810-1932. dtv-Gesamtausgabe Bd. 44.
 Halbwachs, M.: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt 1985.
 Hegel, G.W.F.: Werke Bd. 10. Frankfurt 1986.

¹⁹ Walser, M.: Vormittag eines Schriftstellers. Frankfurt 1994, S. 166.

²⁰ Raulff, U.: Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte. 2. Aufl. Göttingen 2000, S. 142.

²¹ Hegel, G.W.F.: Werke Bd. 10. Frankfurt 1986, S. 279.

- Heidegger, M.: Sein und Zeit. Tübingen 1977.
- Humboldt, W. von: Werke in fünf Bänden. Darmstadt 1981 ff.
- Lachmann, R.: Kultursemiotischer Prospekt. In: Haverkamp, A., Lachmann, R. (Hg.): memoria. Vergessen und Erinnern. München 1993, S.XVII-XXVII.
- Langer, W. (Hg.): Zwischen Biographie und Kultur. Langenau-Ulm 1988.
- Loch, W.: Lebenslauf und Erziehung. Essen 1979.
- Luhmann, N., Schorr, K.E.: Reflexionsprobleme im Erziehungssystem. Stuttgart 1979.
- Raulff, U.: Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte. 2. Aufl. Göttingen 2000.
- Ricoeur, P.: Erinnerung - Entscheidung - Gerechtigkeit. Ulm 1999.
- Trabant, J.: Memoria - fantasia - ingegno. In: Haverkamp, A., Lachmann, R. (Hg.): memoria. Vergessen und Erinnern. München 1993, S.406-424.
- Walser, M.: Vormittag eines Schriftstellers. Frankfurt 1994.
- Wendorff, W.: Der Mensch und die Zeit. Ein Essay. Opladen 1988.